Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 6

Artikel: Ernst Haeckel

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635034

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mode und anzuraten, da der heranwachsende Mensch sich einen davon wählen kann, nach seinem Geschmack. In der letzten Zeit macht sich ein Bestreben nach einfachen Namen erfreulich geltend. Man sollte seine Kinder mit den vertraut klingenden Namen in die Welt geleiten. M. S.

„Triumph der Liebe".

Faschingserzählung von Saizew, übertragen von O. E.

„Mein Gott! Wann nimmt dieses Elend ein Ende?" — Ich setzte mich ans Fenster und sah stumpf in das vom Mondschein silbern funkelnde Muster des vereisten Fensters hinein, — wie kleine Flammen spielte es darin. „Ist das ein Leben? Alles, alles läuft mir in letzter Zeit gegen den Strich ... Wie hatte ich mich auf diesen Fasching gefreut, und nun heute — der Streit mit Andrei! Schon seit Wochen besteht ein schlechtes Verhältnis zwischen uns, — wir sind beide müde geworden und reizen eines gegen das andere auf ... Wo nur mag er sich zur Stunde aufhalten? Nach unserem Zwist rannte er aus dem Hause, ohne Abschied; ich begab mich ins Wohnzimmer zum Klavier ... die Weise eines alten Lannerschen Walzers wurde plötzlich in mir lebendig. Warum bloß ist Andrei nicht mehr nett und lieb, wie gern hätte ich wieder einmal mit ihm getanzt ...!

In dieser trüben Stimmung überraschte mich Marußja, sie kam unverhofft, zum bevorstehenden Tanz geschmückt; sie lachte, lärmte, sank scherzend vor mir auf die Knie, darum bettelnd, mit ihr auf den Maskenball zu kommen. Ich verstand, der Fall war klar: sie — verliebt, „er" — auf diesem Ball, ich — Anstands-Wau-Wau ...

„Wird man auf deinem Maskenball einen Lannerschen Walzer spielen? Dann gehe ich mit, eure neuen Tänze mag ich nicht ..."

„Lanner? So etwas Uraltes! Aber — vielleicht, ja gewiß, ich bin sicher, daß man einen spielt ..."

Unlustig wie ich war, fühlte ich, wie es mich auf einmal unaufhaltsam hinzog. „Gut, fahren wir, — schon lange bin ich nicht auf einem Ball gewesen."

Was alles dazwischen lag! Eheliche Zwistigkeiten, häusliche Pflichten, viel Arbeit, das kühle Verhältnis Andreis zu mir ... und wie begeistert hatte ich als Mädchen getanzt, ja sogar verlobt hatte ich mich mit Andrei auf einem Ball, einen Walzer mit ihm tanzend. Und — wie einst — während Marußja mir beim Ankleiden half, überfiel mich wieder eine lang vermißte, freudige Erregung, der nur die traurige Gewißheit Abbruch tat: Andrei wird nicht dabei sein.

„Demnach ist meine Aufgabe — dich zu bemuttern", bemerkte ich zu meiner Freundin: „schön, werde still und würdig in einer Ecke hocken ..."

Im Saal sah ich mich zufällig im Spiegel und war von der Wirkung meiner Erscheinung überrascht: die schwarze, tief ausgeschnittene Robe stand mir vorzüglich ... An dem Abend Mauerblümchen zu sein, war mir anscheinend nicht bestimmt: Marußja hatte einen Haufen bekannter Kavaliere, die mich ohne Unterlaß zum Tanz holten; aber so gern ich auch tanzte, die Sorge um Andrei ließ mich nicht los.

Inzwischen war es spät geworden, ich beschloß, nach Hause zu fahren und — mit dem Gedanken: „Ist wenigstens ein langer Abend auf die Art totgeschlagen", strebte ich dem Ausgang zu. Der Tanzbetrieb im Saal war immer noch sehr lebhaft, daß ich mich abwartend verhalten mußte. Mit dem Rücken mir zugekehrt, lehnte eine Männergestalt an einer der Kolonnen, — die Gestalt kam mir so sonderbar bekannt vor ... sollte es Andrei sein? Doch nein, dieser Mann sah viel schlanker und jugendlicher aus, — jetzt drehte er sich um und ich bebte zurück ... Sein wie ermüdet wirkendes Gesicht erhellte sich. „Du hier?" fragte er und küßte mir die Hand. Mein Gott! Wie lange waren wir nicht mehr auf einem Ball zusammen! Wann war es denn, daß er mir zum letztenmal die Hand geküßt hatte? „Wie er mager geworden ist", kam es mir in den Sinn. Ich hätte ihn kühl betrachten, Gleichgültigkeit zeigen sollen, statt dessen formten meine Lippen: „Du — Lieber!"

„Wie bist du zu diesem Anlaß gekommen?" — „Marußja hat mich unverhofft abgeholt." Er schob seinen Arm unter den meinen und führte mich zurück in das Gewühl der Tanzenden, während das liebe Lächeln noch immer seine Lippen umspielte. Er erzählte, — nach einem späten und langweiligen Essen im Restaurant habe er sich nicht recht wohl gefühlt, dann — ohne besonders dazu Lust zu verspüren, sei er, im Grunde für ihn selbst unerwartet, auf diesen Maskenball geraten. „Und du?" fragte er: „Hast du dich gut unterhalten?"

Alle meine Sinne drängten danach, jetzt gleich mich zärtlich an ihn zu schmiegen, ihm zu gestehen, daß ohne ihn und seine Liebe mir nirgends wohl sein könne, — doch ich bezwang diese Aufwallung und entgegnete kurz: „Allerdings."

Bei Betreten des Tanzsaales klang uns eine alte, einschmeichelnde Walzermelodie entgegen. „Natalie", sagte er, „das ist ja „unser" Walzer! Weißt du noch?"

Seine Augen blitzten auf, er legte seinen Arm um mich ... mein Gott! Bin ich wieder der 17jährige Backfisch von damals? Gestern noch — hätte Andrei einen Tanz vorgeschlagen — würde ich sicher mit irgend einer Schnödigkeit aufgewartet haben, und nun flog ich beflügelt mit ihm davon, wie ein Vogel, — zu den Klängen unseres lieben, alten Bekannten — des Lannerschen Walzers ... Mir schwindelte, wie im Traum vernahm ich zärtliche Worte, die er mir ins Ohr flüsterte, die zu hören ich so lange entbehrt hatte, und — mein lässig gewordenes Herz, mein ganzes vom Alltag ermüdetes Sein, lebte auf und erblühte von neuem. Nach dem Tanz setzten wir uns in eine ruhige, abgelegene Ecke, ohne ein weiteres Wort zu wechseln, im stillen Empfinden des Glücks, uns wieder zueinander gefunden zu haben. Marußja kundschaftete uns dort aus, sie brachte strahlende Botschaft von ihrer Verlobung.

Dann fuhr Andrei mit mir unserem Heim zu, — die Straßen, die ganze Stadt schienen verändert, um jedes Ding, dem wir begegneten, hatten die Zauberer — Liebe und Glück — einen Schleier von Glanz und Schönheit gewoben.

Der mit Andrei in der Faschingsnacht getanzte Walzer ist mir aber fürs Leben wie ein feiner, wunderschöner Traum in Erinnerung geblieben. Neben Prüfungen und Schmerzen, mit denen das Leben uns beschenkt, gewährt es uns auch ab und zu seine königliche Gunst; diese uns geschenkten schönen Augenblicke bleiben unvergeßlich bis an das Ende unserer Tage, — und wenn man schließlich den gegangenen schweren Weg zurückblickt, so wird das Dunkel von der Erinnerung an einen solchen Augenblick erhellt, und man sagt sich: „Es hat gelohnt zu leben!"

Gesegnet sei das Glück der Liebe!

Ernst Haeckel.

Zum 100. Geburtstag des Naturforschers.

Am 16. Februar sind 100 Jahre seit der Geburt von Ernst Haeckel verflossen, jenes Mannes, der als der eigentliche Schöpfer der modernen Biologie angesehen, der zu den größten Naturforschern des 19. Jahrhunderts gezählt werden muß, der zudem wie kein zweiter während Jahrzehnten im Widerstreit der Meinungen stand, von den einen als Vorkämpfer der freien wissenschaftlichen Forschung verehrt, von den andern als Atheist, als Antichrist, gehaßt.

Wir erinnern uns an den Sturm der Entrüstung, der vor etwas mehr als 30 Jahren losbrach, als um die Jahrhundertwende Haeckels „Welträtsel" erschienen, jene „gemeinverständlichen Studien über monistische Philosophie", wie der Verfasser sie nannte. Sie sollten das Lebenswerk des Forschers, der seine Studien ganz auf den Engländer Darwin und seine Descedenzlehre aufbaute, krönen. Natürlich mußte die Lehre von der Abstammung der Menschen aus einem Affengeschlecht zum Widerspruch reizen, ganz abgesehen davon, daß sie mit der biblischen Ueberlieferung brach. Man ist denn heute auch geneigt, mehr als im Zeitalter der Naturwissenschaft, wie man das 19. Jahrhundert auch taufte, anzuerkennen, daß es im Weltgeschehen Rätsel gibt, die nicht auf Grund materieller Anschauung und Forschung gelöst werden können, die geistig aufzufassen und zu verstehen sind. Man begreift, wenn sich ernste Christen und theologische Dogmatiker aufregten, wenn Haeckel zum Christuswort (Joh. 4. 24) „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten", bemerkte, daß dieser immartielle Geist doch wieder menschenähnlich sei, nicht unsichtbar, nicht unkörperlich, sondern gasförmig gemacht, wörtlich: „Wir gelangen so zu der paradoxen Vorstellung als eines gasförmigen Wirbeltieres". Der Theologe Prof. Fr. Paulsen schrieb: „Ich habe mit brennender Scham dieses Buch gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung unseres Volkes, daß ein solches Buch möglich war, daß es geschrieben, gedruckt, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte bei dem Volk, das einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, das ist schmerzlich". Ernst Troeltsch glaubte feststellen zu müssen: „Von allen Lösungen des Grundproblems jeder philosophischen Weltanschauung, des Verhältnisses von Geist und Natur, ist die Haeckelsche die unglücklichste, weil verworrenste und sie hat das wirkliche Problem erstickt, ehe sie es begriffen hat." Dazu wäre zu bemerken, daß Haeckel im Vorwort ausdrücklich feststellte, daß seine Schrift vernünftigerweise nicht Anspruch auf eine vollständige Lösung all' der Rätsel bringen könne, die das Leben beut. Er wollte bewußt nur eine kritische Beleuchtung bieten, warb im übrigen für den Monismus, der in seinem Ursprung auf Goethe zurückgriff, auf dessen Ueberzeugung, daß „die Materie nie ohne Geist und der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann." Haeckel schloß seine Betrachtungen mit dem Wunsch: „So dürfen wir uns denn der frohen Hoffnung hingeben, daß das anbrechende 20. Jahrhundert immer mehr jene Gegensätze ausgleichen und durch Ausbildung des reinen Monismus die ersehnte Einheit der Weltanschauung in weiten Kreisen verbreiten wird ...." Das Bestreben, alles aus einer Einheit zu erklären, ist zweifellos gescheitert. Der Monismus ist sicher nicht der Schlüssel, um die schweren Probleme der Menschheit zu erklären und zu verstehen. Aber all' das, verbunden mit dem zynischen Haß, den gewisse Theologen gegen den genialen Jenenser Professor schleuderten, konnte die Begeisterung nicht dämpfen, die die „Welträtsel" auslösten. Viele sahen in ihnen das Buch, das endgültig mit dem starren, mittelalterlichen Dogma brach, das jede freie Meinungsäußerung, jede freie Forschung unterband, sie galt dem mutigen Manne, der das Kind beim richtigen Namen nannte und dabei persönliche Verunglimpfung mit in Kauf nahm, sie sogar mit einer gewissen überlegenen Ruhe und Freude trug, wenn er es ab und zu an beißender Schärfe auch nicht fehlen ließ.

Es ist irrig, Ernst Haeckel der Irreligiosität zeihen zu wollen. Ein Mensch, der ehrlich und treu die Wahrheit als das Höchste sucht und diese Wahrheit Gott nennt, der für eine Weiterentwicklung zu immer größerer Vollkommenheit kämpfte, der stets nur das Gute wollte, der als Mensch in jeder Beziehung untadelig war, hatte vielleicht mehr wahre Herzensreligion als mancher, der sich seiner christlichen Glaubensstärke rühmt, aber dem nächsten wenig und nichts nachfrägt. Einmal schrieb Haeckel: „Alle Natur ist für uns belebt, ist von göttlichem Geist, von Gesetz, von Notwendigkeit durchdrungen. Wer von einer geistlosen und rohen Materie spricht, der beweist damit nur die Geistlosigkeit und Roheit seiner eigenen Anschauung von der Materie". Auch das klingt anders als irreligiös.

Vergessen wir aber ob dem Widerstreit die Hauptsache nicht. Haeckels Name bleibt auf alle Zeiten ehrenvoll im Buche der modernen Naturforschung eingetragen. Sein eigentliches grundlegendes Lebenswerk ist die zweibändige „Generelle Morphologie der Organismen". Alle späteren Publikationen greifen immer wieder auf dieses zurück, das in seiner Logik und Gründlichkeit schlechtweg ein Markstein bleibt. Das Werk umriß in klaren Zügen das Programm für alle biologischen Studien. An sich fand die „Generelle Morphologie" wenig Widerspruch. Die Wissenschaft verhielt sich eher abwartend. „Die natürliche Schöpfungsgeschichte" brachte bereits die Lehre von der tierischen Abstammung des Menschen, noch rücksichtsloser und konsequenter die „Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen", wo erst das Geheimnis des menschlichen Werdens ausgiebig erörtert wird. Größer ist Haeckel als der Begründer und Vater des biogenetischen Grundgesetzes, als der Schöpfer der Gasträatheorie. Von der Wissenschaft sehr geschätzt sind die Monographien über die „Radiolarien", jene einzelligen Meerestierchen, über die Siphonephoren, die Kalkschwämme ꝛc., lesenwert die Reisebücher „Aus Insulinde", die indischen Reisebriefe, die „Naturwunder aus der Tropenwelt" ꝛc.

Ueber den Lebenslauf Haeckels können wir uns kurz fassen. Er kam, wie bemerkt, am 16. Februar 1834 zu Potsdam als Sohn eines Juristen zur Welt, studierte in Berlin, Würzburg und Wien Medizin, war als Student ein ausgezeichneter Turner, der 1863 am deutschen Bundesfest den Lorbeer erstritt, Gegner aller studentischen Gelage. Als Arzt hatte er wenig Erfolg; er begab sich 1859—60 auf eine wissenschaftliche Reise nach Sizilien. Als Frucht erschien das Werk über die „Radiolarien". 1861 wurde er Privatdozent für vergleichende Anatomie, wurde 1862 außerordentlicher und 1865 ordentlicher Professor der Naturlehre in Jena. Er starb im Jahre 1919. V.

Rundschau.

N. R. A.-Parade in New York.

Im Verlag von Oprecht & Helbling, Zürich, veröffentlicht ein Unbekannter (er nennt sich E. B.), „unpolitische Betrachtungen" über die Ereignisse, welche sich in U. S. A. seit dem Beginn des Rooseveltschen Experimentes abspielen. Am meisten Eindruck macht dem Leser die Beschreibung der großen Parade, die sich Ende September in New York abspielte. Keine Zeitungsnachrichten können uns so deutlich machen, was Amerika denkt und hofft, wie diese Darstellung es kann.

„Wochenlang wurde die Parade vorbereitet — die Betriebsleitungen wurden zu äußerster Einschränkung ihrer Beteiligung gemahnt, die Angestellten in beweglichen Tönen auf die ihrer wartenden Strapazen hingewiesen — es half nichts. Sie wollten alle mitmachen ..."

„Eineinhalb Millionen stehen eingekleidet auf den Gehsteigen und in Seitenstraßen, auf Hydranten und Balustraden und Mauervorsprüngen — von morgens bis mitternachts — Zweihundertsechzigtausend ziehen vorüber ..."

„Alle größern Betriebe, die unter dem blauen Adler arbeiten, entsandten ihre Abordnungen — die kleinen taten sich zusammen und schickten gemeinsame Vertreter ... Vor der städtischen Bibliothek wird die Parade abgenommen. Finanz-